

The background features a minimalist design with three overlapping circles of varying sizes, each composed of concentric rings in shades of blue. Two thin, light blue lines intersect to form a large 'V' shape that frames the circles. The overall aesthetic is clean and modern.

Ein Vortrag über die Zeit

**Prof. Dr. Dieter Simon
07. Dez. 2012**

Ein Vortrag über die Zeit

I.

Einführende Worte waren gesprochen. Der Redner erhob sich. Er überlegte ob er sich bedanken solle. Eine Reihe von Standardformeln war zu diesem Zweck in Übung: „Ich bedanke mich für die freundliche Einladung und die über Gebühr lobenden Worte“ oder „Ich fürchte, Ihre liebenswürdigen Erwartungen enttäuschen zu müssen“. So oder so ähnlich leitete man seit alters her die Bitte um Wohlwollen und Aufmerksamkeit ein.

Er würde darauf verzichten.

Das Publikum kannte ihn und würde durchschauen, daß er sich der Floskeln aus Verlegenheit oder Bequemlichkeit bediente. Die *petitio benevolentiae* würde fehlschlagen und Skepsis wecken. Er stünde schon zu Beginn vor einem unfrohen Publikum. Das war mißlich, denn er liebte heitere Zuhörer. Er fühlte sich dann erhoben und aufgehoben. Auch wenn er nur einen langen und langweiligen wissenschaftlichen Text vorlas.

Also eine originelle Danksagung.

Vielleicht die persönliche Variante: Hinweis auf Gefühle und Gedanken anlässlich dieses seines ersten Auftritts in der Aula seines alten Gymnasiums. So viele Jahre! Wie war es doch gleich gewesen? - Erinnerungen, Wärme, gemeinschaftsstiftende Rührseligkeit.

Quintilian, der große Redelehrer der römischen Kaiserzeit, empfahl diese Eröffnung. Sie würde ihm vermutlich gelingen. Aber sie entsprach nicht seiner Stimmung und angesichts seines Vorhabens schien sie ihm sogar ein wenig zynisch.

Er würde nichts sagen, sondern einfach beginnen.

II.

Jetzt kam es vor allem darauf an, langsam und ungekünstelt zum

Podium zu gehen. Er hatte das viele Jahre geübt. Aber immer noch war ihm ein wenig unwohl bei dem Gedanken, diese entscheidende Phase könne misslingen.

Die meisten Redner liefen schnell wie Sackträger, häufig sogar etwas gebückt, vor ihr Publikum. Sackträger beschleunigen ihre Schritte, wenn sie sich dem Ziel nähern, um sich der überschweren Last, die sie auf ihre Schultern geladen haben, umso schneller zu entledigen.

Manche Redner stolperten sogar. Man sah Männer oder Frauen, die mit roten Gesichtern, schwitzend und atemlos das Katheder erreichten und dann mit stierem Blick einige jammervolle Sekunden lang ins Publikum starrten, bevor sie schwer atmend die ersten Worte hervorwürgten.

Langsamkeit dagegen gab zu verstehen: ICH bin der Sache gewachsen, kühl und souverän. Unaufgeregt, sicher, die Zeit spielt keine Rolle, der Gegenstand ist erfaßt und ich will ihn keineswegs schnell loswerden.

Bei den ersten Schritten griff er unter seine Jacke nach Gürtel und Halfter und prüfte den Sitz der Mechanik. Heute wäre es besonders fatal, wenn er einen falschen Schritt machen und vielleicht sogar hinfallen würde.

Auch das hatte er schon gesehen. Kongressredner, denen die Aufregung die Beine verdrehte. Anschließend sammelten sie ihr Manuskript vom Boden auf und versteckten sich hinter dem Rednerpult.

Das war armselig, aber harmlos im Vergleich mit den Folgen, die bei seinem Sturz eintreten würden. Das grandiose Vorhaben wäre endgültig gescheitert, bevor es noch hatte beginnen können.

III.

Er zwang sich zu tiefen und ruhigen Atemzügen, **schritt bedächtig den schmalen Gang hinunter** und blickte mit freundlicher Miene seitwärts in das Publikum.

Der Saal war gut besetzt. Alle Figuren hatten ihre jeweiligen strategischen

Positionen eingenommen.

Die zwangsläufig Anwesenden ganz hinten, um unbehelligt schlafen zu können und doch ihre Anwesenheit dokumentiert zu haben. In ihrer Nähe die Neugierigen und auf Unauffälligkeit Bedachten.

Die Fachleute nicht zu weit vorne, wo man irgendwie exponiert war und seinem Nachbarn nicht unbemerkt ätzende Sottisen über Gehalt und Gestalt des Vortrags ins Ohr flüstern konnte. Aber auch nicht zu weit hinten, wo die Gefahr bestand, daß man bei den bevorstehenden Wortmeldungen übersehen wurde.

Demonstrative Prominenz in der ersten Reihe. Mindere Prominenz in der zweiten. Bescheidene Prominenz in der dritten. Dahinter das eigentliche Auditorium.

In die Mitte drängt, wer sich bedeutungsvoll und von allen Seiten gehört und gesehen erheben und dem Redner das eigene Profil wirkungsvoll entgegenhalten möchte.

Meldegänger, Ordner, Sicherheitsleute und Schwerstbedeutende ganz am Rande, um schnell eingreifen oder scheinbar unauffällig aus dem Saal huschen zu können, wenn an anderer Stelle sich etwas dramatisch Wichtiges ereignet oder der Anstandspflicht Genüge getan ist.

IV.

Der Redner lächelte zufrieden in sich hinein, als er daran dachte, daß heute keine Diskussion stattfinden würde.

Er haßte Diskussionen. Inzwischen gab es keinen Vortrag mehr, bei dem das Publikum nicht einer anschließenden Diskussion ausgeliefert wurde. Selbst nach einem Festvortrag hatte ihm gelegentlich ein einfältiger und moderations-süchtiger Anhänger des kritischen Diskurses eine Diskussion aufzunötigen versucht. Die Zuhörer hatten ihm in diesen Fällen allerdings jedes Mal durch Zischen aus der Verlegenheit geholfen.

Nicht, daß er seine Thesen nicht gerne verteidigt hätte – wenn er denn solche gelegentlich aufstellte. Aber er war niemals zu einer wirklichen Verteidigung gekommen. Weil es an einem gekonnten Angriff gefehlt hatte. Die Verständigen, wie alle Verständigen, ihrer Sache und Ansichten niemals völlig gewiß, schwiegen lieber und setzten sich bei passender Gelegenheit mit ihm auseinander.

An ihrer Stelle redeten jene, die immer reden, weil sie sich vor verschiedenen Instanzen verpflichtet glauben: vor ihrem Chef, vor ihrer Wahrheit, ihrer Bedeutung, ihrem Gewissen, ihrem lieben Gott.

Jene, die sich schon lange vor dem Vortrag anhand ihrer Ahnungen auf diesen gut vorbereitet hatten, Zettel aus den Taschen zogen und kürzere oder längere Ausarbeitungen vortrugen.

Jene, die meinten, etwas zu wissen und den Hörern ihre unerhörten Erfahrungen aus der Schweiz oder aus den Vereinigten Staaten von Amerika zum Besten gaben.

Die ganze Schar der An-merker, Be-merker und Ver-merker, deren Logorrhöe sich ungehemmt und scheindemokratisch Bahn brach, während es sich in der Sache doch nur um einen Mangel an Stil handelte.

Und schließlich jene Trittbrettfahrer seines Publikums, die endlich einmal Gelegenheit fanden, ihre Afterweisheiten vor Leuten auszubreiten, die, jetzt wehrlos, unter anderen Umständen niemals bereit gewesen wären, ihnen zuzuhören.

V.

Heute würden sie alle schweigend und verdattert dasitzen müssen, das war gewiß.

Selbst die Kollegen, die er hier und da in der Menge sah, würden nicht ganz unbeeindruckt sein, obwohl sie sich in der Regel schon lange von Nichts mehr beeindrucken ließen.

Die Naturwissenschaftler unter ihnen machten, wie stets, eine gute Figur. Sportliche Leiber, saloppe Hemden, keine Krawatten, aufgeräumte Gesichter. Auch die Weißhaarigen noch lebendig. Flexibel und gefragt. Kein schlechtes Gewissen ob der zerlegten und demolierten Natur. Kreative Forschung. Un-erhörte Einsichten. Der Mensch? – restlos erklärt. Verstehen mag ihn, wer Lust hat. Man hat seine Auszeichnungen und Preise oder darf noch hoffen. Demnächst? Sydney, Boston, Djakarta oder Kapstadt.

Geisteswissenschaftler wie er, der er es allerdings nur bis zum Redner gebracht hatte, fielen dagegen ab. Historiker und Philologen, sogar der eine oder andere Philosoph.

Graue Köpfe und graue Gesichter. Zerfurcht und zermartert vom angestregten Studium zu vieler Quellen. Liebenswert erstarren saßen sie auf ihren kleinen Wissenshügeln, blickten gewinnend reihum, grüßten nachdrücklich, deuteten hier und da eine kleine Verbeugung an, indem sie ihr Hinterteil unwesentlich lüpfen, und hatten, wie gewöhnlich, die eitle Bescheidenheit der großen Gelehrten als mächtigen Schirm über sich ausgespannt – nicht zuletzt, um sich nachhaltig vor dem sauren Regen der Endlichkeit zu schützen.

Die Zeit aber faszinierte alle Disziplinen.

Schon deshalb, weil die Eigenzeit der Denker mittlerweile so abscheulich schnell ablief. Täglich sahen sie bänglich, daß die Sanduhr immer rascher zu rinnen schien. Schon hatte sich in ihrer Mitte, dort, wo ehemals ein feiner, kleiner Höcker gewesen war, eine deutliche Mulde gebildet.

Was wäre, wenn die letzten Körner gefallen und sie keine Spuren hinterlassen hätten?

Kinder waren keine Garantie, da mochten Freunde, Verwandte und die Regierung erzählen, was sie wollten. Außerdem blieben Kinder immer in den viel zu engen Grenzen der Familie.

Forschungen und Entdeckungen in der Mikro- oder Makrowelt? Großartig! Für einige Monate gerühmt. Aber unsichtbar für das Auge. Namenlose Splitter eines unendlichen Puzzles. Im Kollektiv und mit ihm ermittelt. Nichts Koper-

nikanisches, selbst das Herostratische anonym.

Oder: Jahrzehntlang den Spuren anderer nachgegangen, nachgehungen, nachgesonnen, und jetzt, sie selbst: spurlos verzicht und das nicht erst in aller Ewigkeit, sondern schon alsbald? Kein kleiner Nachruhm, wenn auch nur für einige Generationen? Niemand der sich im nächsten Jahrhundert ihrer erinnern würde, selbst wenn er zufällig, amüsiert und voller Mitleid in ihren veralteten Papierchen und Büchern blättern würde?

Das war aus Gründen, die der Redner niemals begriffen hatte, offenbar schwer auszuhalten, machte sie wütend und erbärmlich zugleich.

Voller Neid, den sie als Verantwortung ausgaben, klammerten sie sich an ihre Katheder. Voller Haß, den sie Fürsorge nannten, drängten sie sich in Kommissionen und Gremien, um ihre unerbetenen Ratschläge loszuwerden. Um jenen potentiellen Nachfolger vielleicht noch zu verhindern und diesen noch schnell zu befördern. Um irgendwie zu retten, was nicht zu retten war und zu sichern, was hinter ihnen einstürzen würde.

Verzweifelt hielten sie Ihre Werte, ihre Professuren und Doktorate in die Höhe und erreichten doch nur, daß ihr Untergang umso vernehmlicher und für jeden unübersehbar wurde. Sie haderten mit der Zeit und bejammerten zugleich deren Schwund. Sie waren wirklich eines umfassenden Trostes bedürftig.

Daß ausgerechnet er ihnen diesen Trost spenden, Zeitverachtung vorführen und den stolzen sokratischen Umgang mit dem Zeitverlust demonstrieren würde, erwarteten sie sicher nicht.

VI.

Überhaupt war ihm gänzlich unklar, warum ausgerechnet er zu einem Referat über die Zeit eingeladen worden war. Daß er seit einigen Jahren eifrig Abhandlungen über Zeit und Zeitphänomene sammelte, war sicher nicht allgemein bekannt geworden. Und wenn doch, so war eine solche Sammlung

allenfalls ein kleiner Ausweis für ein gewisses Interesse, aber nicht für Kennerchaft.

Eine Veranstaltungsserie über die Zeit. Vorlesungsreihen waren immer noch Mode. Der Krieg – das Gehirn – die Religionen. Natürlich international. Wenn möglich: „hochkarätig“ – das Idiotenwort der Manager für einen Bereich, in dem Diamanten noch seltener waren als in der Natur. Aber: Aufmerksamkeit durch Bündelung.

Mit „**Zeit**“ zielten die Veranstalter vermutlich auf die schon lange und global bejammerten Beschleunigungseffekte der Moderne.

Vielleicht hatte man noch an Paul Virilio gedacht, mit seinen inzwischen bereits veralteten Ideen über die Entmachtung des Raumes durch die Zeit. Der alerte französische Architekt und philosophierende Dromologe hatte mit seiner Ansicht, daß in der Gegenwart nicht mehr die Entfernungen, sondern *nur noch die Zeit* über das Schicksal aller wissenschaftlichen Vorhaben entscheiden, den Kulturwissenschaftlern allerlei glückliche Anregungen gegeben.

Der Redner hatte jedoch keine Zeit gehabt, länger über die Motive der Veranstalter nachzudenken.

Einunddreißig Monographien hatte er erworben, seit es unversehens fesch geworden war, über Zeit zu reden, zu sinnieren, zu spekulieren.

Die Ursache für diese weltweite Liebhaberei hätte er selbst gern gekannt. Schließlich hatte nach dem afrikanischen Rhetoriklehrer, späteren Bischof und Vielschreiber, dem Heiligen Augustin, jahrhundertlang niemand mehr intensiv und anthropologisch differenziert nach der Zeit gefragt. Eigentlich hatte erst Thomas Mann, der Unüberwindliche, in seinem „Zauberberg“, selbst ein raffiniertes Essay über Zeitwissen und Zeitgefühle, dem frühen 20. Jahrhundert wieder einige herrliche Seiten geschenkt.

Dann aber waren die Wissenschaftler, die Soziologen, die Philosophen, die Historiker und „natürlich“ die Naturwissenschaftler – allen voran die Physiker und die Biologen – über die Zeit hergefallen und hatten sie gründlich traktiert.

Vielleicht hatte einer dieser **Zeit-Gelehrten** Recht, wenn er sagte, keine Zeit zu haben scheine das Grunderlebnis im Umgang mit Zeit zu sein. Aber das *beschrieb* lediglich das Problem. Weshalb er auch verzagt hinzugesetzt hatte: „Aber was ist Zeit?“

VII.

All dies war dem Redner, wie jedem gebildeten Zeitgenossen, **hinlänglich bekannt** und qualifizierte ihn sichtlich nicht zu einem Vortrag, wie ihn jemand halten konnte und halten würde, der irgendwann einmal ernsthaft und wissenschaftlich über die Zeit gearbeitet hatte.

Es kam hinzu, daß er sich wirklich nicht vorstellen konnte, daß dem allgemeinen Kenntnisstand nebst dem dazugehörigen Geraune noch irgendein interessanter Aspekt hinzugefügt werden könne.

Hätte er etwa über „Die Zeit bei den Griechen“ reden sollen? Oder, etwas universalistischer: „Die Zeit in Athen und Rom?“ Oder, großspurig: „Die Zeit – Athen, Rom, Konstantinopel“?

Was dabei herausgekommen wäre, war ohnehin völlig klar. Alles war ähnlich und doch anders. Überall wurde die Zeit in anderer Weise gesehen und beschrieben. Nicht nur die Zeitrechnung war von der heutigen verschieden, auch das Zeitgefühl war ein spezifisches, nur in raffiniertester Recherche zu ermittelndes. Das hatte man schon in der Blütezeit des Historismus entdeckt und genüsslich berichtet.

Natürlich hätte er über „Die Zeit bei Leo dem Weisen“ sprechen können. Das hatte jedenfalls noch niemand getan und nur wenige hätten überhaupt gewußt, wer Leo der Weise gewesen war. Weshalb es nach gängigen Historikerkriterien schon deshalb als interessant gelten durfte.

Zudem hätte es gut zu den **einfältigen Forschungsattitüden** seiner Gegenwart gepasst.

Diese Ausdifferenzierung und Verzwegung des Modischen: Nach gründlichen Arbeiten über den Nationalsozialismus in Deutschland, war man zu den Un-

tersuchungen dieser Seuche in der Pfalz oder in Bayern übergegangen, dann hatte man die feine historische Sonde in Kreisstädte und kleinere Gemeinden gesenkt und jetzt war man beim Nationalsozialismus in den Köpfen der Bürgermeister und Rechtsreferendare angekommen. Was wäre die Welt der Historiker ohne Adolf Hitler?

Mit Leo VI. wäre ein aparter Aspekt eingezogen. Aber für die mühsame und anstrengende Lektüre mittelalterlicher byzantinischer Texte über diesen Kaiser hatte ihm gänzlich die Zeit gefehlt.

Im Zweifel war er ohnehin nicht eingeladen worden um originell zu sein, sondern nur deshalb, weil das Gymnasium in Verlegenheit war, wie es seine Rednerliste füllen sollte. Im Notfall alte Loyalitäten zu mobilisieren, gehört zum Organisationswissen erfolgreicher Institutionen.

VIII.

Der Redner hatte das Podium erreicht. Sorgsam nahm er seinen Text aus der kleinen Aktentasche und legte ihn auf das Pult.

Hoffentlich fehlte keine Seite. Kurz nach seiner Ankunft im alten Gymnasium hatte er die Blätter noch einmal gezählt und ihre Reihenfolge kontrolliert. Er zog es vor, wie seine ersten Vorträge, die er vor vielen Jahren gehalten hatte, so auch diese, seine letzte Rede, vom Blatt abzulesen. In den Jahren dazwischen hatte er sich an den Mustern der Alten orientiert. Die hatten eine Rede als Verlesung oder Vorlesung für derart unwürdig gehalten, daß sie sie in ihren Lehrschriften nicht einmal als eine erwägenswerte Möglichkeit erwähnten.

Allein die extemporierte, spontane oder die sorgfältig vorbereitete, aufgeschriebene und auswendig gelernte Rede hatte ihnen als legitimer Redetyp gegolten. Noch Quintilian, der Professor und Prinzenzieher, machte sich umständliche Gedanken über die Frage, ob es ehrenhaft und standesgemäß sein könne, wenn ein Redner einen Zettel mit Stichworten in seiner Toga

verbergen würde.

Soweit hatte der Redner seine Kunst niemals zu treiben vermocht. Auch wenn er seinen Text vollständig auswendig gelernt und mehrfach repetiert hatte, nahm er wenigstens einen großen Zettel mit Stichworten in die Hand, um sich im Notfall aus ihm zu alimentieren.

Voller Neid hatte er die atemberaubende Inszenierung eines Kollegen und Konkurrenten erlebt, der, scheinbar ungeschickt, ein dickes Redemanuskript vom Podium fallen ließ und den bestürzt sich bückenden Hilfswilligen nonchalant zugerufen hatte: „Ach lassen Sie nur – es geht auch so!“

Sein Merktzettel dagegen nahm der Szene objektiv und subjektiv viel von ihrem Reiz. Aber seine Angst stecken zu bleiben war übermächtig. Er erinnerte sich mit Entsetzen an die Qual, die er ausgestanden hatte, als er bei Gelegenheit einer Prunkrede für einige schreckliche Sekunden glauben mußte, eine Seite sei verloren. Zum Glück hatte er sie schnell wiedergefunden. Niemand hatte etwas bemerkt und der Fall hinterließ nur in seinem Gemüt eine dicke Erinnerungsnarbe. Er war eben nicht Johann Wolfgang von Goethe.

IX.

1784 hatte der Olympier im Rathaus von Ilmenau eine Rede gehalten. Es war seine Jungfernrede als Minister in Thüringen. Keine einfache Rede, denn sie sollte die Wiedereröffnung eines sanierten Bergwerks feiern und diesem zugleich zu einer dauerhaften Finanzierung verhelfen.

Er hatte die Rede sorgfältig stilisiert, jedes Wort nach den von ihm angeblich verachteten Regeln der Rhetorik gewogen, gefeilt und belauscht und seine Nächsten über den Inhalt sowie Tag und Stunde des Vortrags informiert. Dann hatte er den Text repetiert und auswendig gelernt, um ihn, wie die Alten, imposant frei vortragen zu können.

Und eben bei dieser Gelegenheit war der große Goethe unversehens wie ein

kleiner Deklamator stecken geblieben.

Er verhielt sich, wie die meisten, denen urplötzlich das Wort und mit ihm die Sache entschwindet. Er stierte fassungslos in die Runde, forschte verzweifelt in den Gesichtern der Anwesenden nach seinem Text und gab die Hoffnung nicht auf, daß dieser alsbald wiederkehren würde. Er kehrte tatsächlich wieder. Wie lange er ausgeblieben war, ist unbekannt. Von den Zeitzeugen wird behauptet, es seien 20 Minuten gewesen, andere geben sich bereits mit nicht weniger unglaublichen 10 Minuten zufrieden.

Der Redner wusste, daß dies ein horrender Humbug war. Selbst der Herr Minister Goethe hätte keine 10 Minuten überstanden. Vielleicht waren es zwei Minuten gewesen, die der Gewaltige geschwiegen hatte. Die doppelte Länge einer dieser so genannten und fürchterlichen Gedenkminuten. Ein zweiminütiges Stocken ist eine grauenhafte Vorstellung und als grauenhaft lang war die Unterbrechung offenbar auch erlebt worden. Sonst hätte man nicht noch Jahrzehnte später davon geredet.

Aber geschadet hatte die Stockung dem großen Dichter keineswegs. Denn was für alle anderen galt, konnte für diesen keine Gültigkeit besitzen. Ein Goethe kann nicht einfach in ordinärer Weise hängen bleiben. Er muß, da sind sich die Deuter des Denkers einig, – von irgendwem oder irgendwas – ergriffen, übermächtig, erfaßt, betäubt worden sein. Was es gewesen war würde man schon noch ermitteln.

Ihn, den Redner, würden dagegen schon 60 Sekunden umbringen. Denn bei ihm würde niemand vermuten, und dann auch noch niederschreiben, wie es die Goethephilologie heutzutage tat, die Schwachsinn und Tiefsinn in un-nachahmlicher Weise zu verbinden verstand, daß er in diesen 60 oder gar 120 Sekunden von den großartigsten Visionen und Inspirationen überwältigt worden sei.

Etwa, daß ihm der Schluß des „Faust“ eingefallen wäre oder daß er in Ehrfurcht um einen naturgöttlichen Segen gebeten und das Schweigen der großen Mutter Erde nachgeahmt habe. **Er** würde keine Exegeten finden, die sei-

nem Verstummen eine höhere Weihe zulegen würden – und deshalb war es gut, daß er sicher sein durfte, daß vor ihm ein vollständiges Manuskript lag und jetzt von der gerade eingeschalteten kleinen Leselampe beruhigend beleuchtet wurde.

X.

Es waren 15 Seiten und 45.000 Zeichen. Selbst heute, wo es nicht eigentlich mehr darauf ankam, hatte er versucht, sich innerhalb der Standards der Profession zu halten. Niemals länger reden als vom Veranstalter und dem Ambiente vorgegeben, hatte er seinen Schülern stets gepredigt.

Unter Politikern haben lange Reden – vor allem vor Anhängern – eine gewisse Tradition. Wie Predigten in der Kirche dienen sie der Agitation der Gläubigen, d.h. vieles wird wiederholt, der Text stellt geringe Anforderungen an Geist und Fassungskraft und zielt mehr auf das Gemüt als auf den Verstand der Hörerschaft. Zeit spielt keine Rolle. Gefolgschaft verlangt Bearbeitungszeit.

Bei wissenschaftlichen Vorträgen war das anders. Akademiker und ihre Zuhörer ermüden leicht. Nur wenige halten länger als 45 Minuten durch – und in der Regel profitieren weder Hörer noch Vortragender von einer Verlängerung. Kürzungen, ja Abbrüche, sind an der Tagesordnung.

Große Kürze war allerdings auch ohne Charme.

Die von den Medien diktierten Drei- oder Siebenminuten-Erklärungen über wissenschaftliche Einsichten und Entdeckungen stürzten die Forscher regelmäßig in existentielle Krisen.

Der grobe Martin Luther mochte mit seiner Losung „Tritt frisch auf! Tu's Maul auf! Hör bald auf!“ immer noch Proselyten finden. Aber das waren dann in der Regel Leute, die nicht (oder nicht mehr) anderes zu bieten hatten als gerade diesen eingeübten Spruch. Was sich schnell enthüllte, wenn öfter als einmal von ihm Gebrauch gemacht wurde.

Nichts schien ihm freilich komischer und peinlicher als wenn der Redner, von seiner Uhr, einem Chairman oder einem Reporter getrieben, anfang seinen Zuhörern zu verkünden, daß er jetzt seine Ausführungen „kürze“, „kürzen müsse“, „stark kürze“ und was der hilflosen Annoncen mehr waren.

Er selbst hörte wissenschaftlichen Vorträgen allerdings kaum noch zu. Da in seiner Profession mit Sensationen nicht zu rechnen war, wartete er gelassen auf die unvermeidliche Druckfassung, die ihm mit der üblichen Erbarmungslosigkeit zugesendet werden würde.

Wenn er nicht reden konnte und gleichwohl anwesend sein mußte, übte er sich in innerer Emigration und skizzierte unauffällig die Umrisse seiner nächsten Rede.

XI.

Langsam zog er seine Armbanduhr vom Arm und legte sie vor sich auf das Pult.

Das damit den Zuhörern gegebene Signal, daß er beabsichtige, sich an die vorgesehene Zeit zu halten, war ein demonstratives und leeres Zugeständnis an das Ritual.

Wenn er redete, sah er niemals auf die Uhr. Er kalkulierte seine Zeit vorweg – manchmal probte er sogar noch mit halblauter Stimme, so wie es die Alten für die Übung vor der Wasseruhr vorgeschrieben hatten, und wie er es jahrelang mit dem heutzutage empfohlenen mezza-voce-Murmeln vor dem Küchenwecker gehalten hatte.

Aber er schätzte dieses vermutlich aus der extemporierten Rede stammende Ritual mit der Armbanduhr, denn es erlaubte ihm, unauffällig die Gesichter in den ersten Reihen zu sortieren.

Er freute sich und seine im allgemeinen schon gute Laune stieg erheblich, wenn er eine Physiognomie entdeckte, in der er sich während der Rede ausruhen konnte; von der er abschweifte, zurückkehrte, und deren Linien er mit

den Augen abfuhr, wie ein Restaurateur, der mit einem Pinsel liebevoll den Staub von den Gesichtern seiner Statuen wischt. Nicht jeder Kopf eignete sich für diese Marotte. Er bevorzugte junge Frauen oder alte Männer. Die Mitte langweilte ihn. Bei den Männern gab es noch zu wenig zu lesen, bei den Frauen schon zu viel.

Ohne das Uhrritual war diese Liebhaberei erschwert. Er mußte während der Rede nach Gesichtern suchen, so dass er manchmal erst gegen Ende der Veranstaltung entdeckte, was ihm entgangen war.

Nach dem Vortrag klaubte er die Uhr dann wieder umständlich auf, was ihm Gelegenheit gab, in den Mienen der noch vor ihm Sitzenden nach einer ersten Wirkung seiner Vorstellung zu fahnden. Dazu würde er allerdings dieses Mal leider keine Gelegenheit haben.

XII.

Langsam ließ er den forschenden Blick über die Reihen gleiten. Heute gab es nur Mitte. Kein lesenswertes Gesicht.

Er war enttäuscht. Rasch entschloß er sich, das gesamte Verfahren, das ihn jetzt ohnehin schon zu ekeln begann, energisch abzukürzen. Er würde die beiden ersten Drittel seiner Rede streichen und lediglich das letzte Drittel vortragen.

Eigentlich hatte er sich seinem furiosen Ende in drei großen Schritten nähern wollen. Drei Schritte, die den, wie er zu wissen meinte, bedeutsamsten Forschungsbemühungen der letzten Jahrzehnte zum Gegenstand „Zeit“ entsprachen.

Zunächst sollten die Historiker aufgerufen werden, also die klassischen Geisteswissenschaftler, die sich nicht ganz zu Unrecht als die Großmeister der Zeit und als deren genuine Verwalter verstanden. Bedauerlicherweise hatten sie auf diesem Feld in der Theorie nicht sonderlich viel zu bieten.

Theorie war bei ihnen ohnehin unbeliebt. Die meisten Geschichtsforscher

wollten ihre Dekapitierung durch die Triumphe der Erkenntnistheorie nicht akzeptieren.

Nicht daß sie ihre Versetzung aus dem Stande der Wissenschaftler in den der Märchenerzähler nicht hätten wahrhaben wollen. Dafür waren sie zu klug. Als ordentlichen Historikern war ihnen zudem die fundamentale Bedeutsamkeit von Erzählungen und Erzählern für den Einzelnen und die Gesellschaft durchaus vertraut.

Aber den Statusverlust in einer auf Wissenschaft fixierten Gesellschaft konnten sie weit weniger gut aushalten.

Daß man aus der Geschichte lernen könne, daß die Menschheit daraus nichts lerne, konzedierten sie unumwunden, sobald jemand mit Hegel winkte. Aber daß sie die Wahrheit verloren hatten, die jetzt bei den Technikern als Garantie für wirtschaftlichen Erfolg gehätschelt wurde, grämte sie zutiefst.

Die Besinnungslosigkeit, mit der man Kunst und Wissenschaft in dem Oxymoron „Technikwissenschaften“ zusammenführte, mochte als Zugeständnis an den Zeitgeist gelten und konnte übersehen werden.

Aber ihre kultivierte Neugierde nunmehr in erster Linie als ihr privates Vergnügen registrieren zu wollen - das ging zu weit.

Also taten sie einfach so, als sei nichts gewesen, als sei die monumentale Geschichte, die „große Erzählung“, nicht in den Niederungen der Memorialkultur verendet. Sie steckten die Köpfe in ihre letzte Instanz, die "Quellen", schrieben noch eine vorletzte Biographie über Bismarck oder über Napoleon, generierten unermüdlich neue Fakten und sangen ihren Eleven entweder das alte Lied von der Nichterreichbarkeit, aber doch einigermaßen möglichen Annäherung an die historische Wahrheit oder skandierten in schlichter Gewerkschaftsmanier: Ohne Herkunft keine Zukunft!

Womit zwar nicht viel, aber wenigstens bei den verantwortungsbewussten Bürokraten ohne weiteres die Wiederbesetzung der Lehrstühle zu erreichen war.

XIII.

Immerhin: sie hatten Reinhart Koselleck in ihren Reihen gehabt, den kleinen, listigen und nun schon lange empfindlich vermißten Theoretiker, dem anders als der Mehrzahl seiner bieneneifrigen, seitenfüllenden Genossen das „Selbstgelächter“ des Thomas Bernhard keineswegs fremd war.

Den jahrzehntelang in Aussicht gestellten umfassenden Artikel über die "Zeit" und die „Zeitalter“ hatte er für sein vielbändiges Wörterbuch der historischen Grundbegriffe zwar nicht zu schreiben vermocht. Wie er angab, „aus Zeitmangel“. Aber zum Thema hatte er seinen Zeitgenossen gleichwohl viel Besinnliches hinterlassen - und es insofern weniger mit Bernhard gehalten, der sein schreibgehemmtes alter Ego einst sagen ließ, daß jede Veröffentlichung eine Dummheit sei, weil voreilig und aus Angeberei erfolgt.

Der Redner hatte alle diese Koselleck'schen Veröffentlichungen studiert. Sie hatten ihm nicht zugesagt. Am Ende hatte er aber doch einige längere und komplizierte Passagen in seine Rede geschrieben, um damit seinem begeisterten Zugriff auf die Naturwissenschaften eine tiefsinnige metaphysische Einleitung und einen humanistischen Anstrich zu geben.

Koselleck war dafür gut geeignet. Dem Redner war nur allzu deutlich geworden, daß der pfiffige Historiker zuviel und zulange und deshalb betört in den benebelnden Werken der Zipfelmütze Heidegger gelesen hatte. Die war mit ihrem großen Fragment über das "Sein" und die "Zeit" einst aufgebrochen, um der Metaphysik, dieser begabten Verführerin und Gedankenverderberin, endgültig den Garaus zu machen und war dann doch mitten im Metaphysischen stecken geblieben, wie der flüchtige Ausbrecher im Sumpf.

So schien auch der den „ontischen Wissenschaften“ gewogene Koselleck mit seinem Versuch, aus der, wie er es formulierte, "Grundbestimmung der Endlichkeit und der Geschichtlichkeit die Bedingungen möglicher Geschichte abzuleiten", am Ende nur dazu gelangt zu sein, seine Buchseiten mit allerlei

Verdinglichungen, Biologismen und Essentialismen zu füllen.

Er ließ die „Stetigkeit“ und den „Wandel“ auftreten, die „Zeitschicht“ und die „Zeitkurve“, naturalisierte und denaturalisierte seine Zeit, und hatte schließlich die bereits von Droysen 100 Jahre zuvor richtig aus Kant gezogene Einsicht völlig vergessen, daß die Zeit ein "Register unserer Auffassung" ist, das als solches nicht in der Außenwelt liegt.

Dadurch wurde eine Koselleck-Welt möglich, in der die „Verflüssigungen“ und „Verschränkungen“, die „Schnittpunkte“, „Rekurrenzen“, „Möglichkeitsstrukturen“, „Brüche“ und anderen platonische Wesenheiten ein vergnügtes und redseliges Leben führten.

Der Redner war zu der Ansicht gelangt, daß das wenige, was ihn diese Figuren zu lehren in der Lage waren, sich besser mit den Mitteln der zwar abstrakteren, aber irdischeren Systemtheorie darstellen ließ. Deren Kritik an der Metaphysik aber jetzt, unmittelbar vor seinem Eintritt in die Physik als Überhöhung derselben vortragen zu wollen, schien ihm plötzlich ein geschmackloser Einfall gewesen zu sein.

XIV.

Auch der folgende kürzere, zweite Teil, der sich mit den Resultaten der Gesellschaftswissenschaftler befasste, konnte schadlos entfallen. Nach der säkularen Blamage der empirischen Soziologie beim Zusammenbruch der sozialistischen Welt im vorigen Jahrhundert, hatte er ohnehin den Geschmack an den Empirikern verloren und war deshalb nur auf den zu wenig gelesenen Soziologen Norbert Elias und auf den Allesbeobachter Niklas Luhmann eingegangen.

Letzterer hatte seine Absicht, eine zusammenfassende Studie über die Leistungen von Temporalisierungen zu schreiben, nicht mehr verwirklichen können. Denn er hatte natürlich ganz genau gesehen, was Immanuel Kant noch mehr geahnt als formuliert hatte, daß die Zeit nichts anderes ist, als eine

praktische innere Achse, auf der der Mensch die Welt seiner Erfahrungen ordnet.

Man müsste das ganze riesige Luhmann-Werk systematisch nach den Stellen absuchen, an denen der Soziologe und Philosoph explizit oder implizit auf die Vorteile hinwies, mit denen sich bestimmte Probleme durch Spreizung auf der Zeitachse lösen und manche Paradoxa durch zeitliche Streckung invisibilisieren ließen und was dergleichen Segnungen mehr waren.

Aber dazu hatte ihm, dem Redner, Lust und Zeit gefehlt.

Die Arbeit würden andere machen. Schließlich war Luhmann der Prototyp jenes ingeniösen Wissenskünstlers gewesen an den Friedrich Schiller gedacht hatte, als er sein "wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun" in die Xenien schrieb.

Da in diesem Fall unter den Hunderten von Kärrnern kaum einer hinreichend begabt war, um an der großartigen Theoriearchitektur des zu früh Verstorbenen weiterzuarbeiten, wurden entweder Einführungen geschrieben oder Lexika verfasst oder im geschichtlichen Schutt nach Anwendungsbeispielen gewählt. Es schien irgendwie beglückend zu sein, nach der erstmaligen Demonstration des Fallgesetzes am Apfel, dasselbe an Birnen, Pfirsichen und Pflaumen nachzuweisen. Irgendwann würde gewiß jemand in einem umfänglichen und ungenießbaren Aufsatz auch eine Liste der von Luhmann erwähnten Temporalisierungen vorlegen.

Für den *Zeitbegriff* hatte der große Ironiker allerdings schon 1973 in einer seiner aufklärenden Querschnittsstudien auf das Dilemma hingewiesen, das dadurch entstehe, daß die Wesensfrage ohne Antwort bleiben müsse, die Beschränkung auf Zeitfluß und Kalender aber zu inadäquatem Denken führen werde.

Daß das Zeitbewusstsein mit den Gesellschaftsstrukturen variere und der Zeitbegriff historisch und gesellschaftlich relativiert werden müsse, hatte er als selbstverständlich vorausgesetzt – eine Voraussetzung mit deren Einlösung praktisch zeitgleich Norbert Elias beschäftigt war.

Dessen Reflexionen über die sozialen Gewohnheiten der Zeit-Nutzer und seine geduldigen historischen Sondierungen hatten der Zeit jede selbständige Existenz genommen und sie zugleich sowohl aus der menschlichen Natur als aus der unbelebten Welt herausgelöst.

Sie wurde energisch und überzeugend als ein den Ereignissen nachfolgendes Produkt humaner Synthese gedeutet.

Beide Soziologen hatten damit explizit die Frage nach dem theoretischen Gerüst der Geschichtswissenschaft aufgeworfen – eine Frage, die nach Meinung des Redners immer noch auf eine Antwort von Seiten der Historiker wartete. Beide Soziologen waren auch, so schien es, durch die inzwischen erzielten Einsichten der Physiker und Biologen in ihren erkenntnistheoretischen Ansichten bestätigt worden.

Das mochte die abrupte und vermutlich dennoch unauffällige Kürzung seines Vortrages rechtfertigen.

XV.

Der Redner blickte verächtlich auf das wohlgefüllte Wasserglas in der Ecke seines Pultes.

Er rührte diese Gefäße niemals an. „Trink den Leuten ab und zu ein Glas Wasser vor - man sieht das gerne“, hatte Tucholsky in seinen sarkastischen Ratschlägen für den schlechten Redner den Adepten der Redekunst zugerufen. Tatsächlich hatte er dann und wann ein referierendes Individuum bei einer solchen Trinkübung beobachten können. Frauen schienen hierfür übrigens nur in geringem Umfang anfällig zu sein – vermutlich bewahrte sie ihre natürliche Neigung zum Schicklichen vor derlei Entgleisungen.

Er feuchtete die Lippen unauffällig mit der Zunge an **und begann:**

«Meine Damen und Herren», sagte er, «da wir uns hier weit überwiegend unter Wissenschaftlern befinden, erlaube ich mir heute ohne Förmlichkeiten, Einleitungen und andere Schnörkel sofort medias in res zu gehen.

Unter den unzähligen teils seichten, teils langweiligen und jedenfalls schon aufgrund ihrer Belanglosigkeit abstoßenden Bemerkungen zur „Zeit“, die ich in jüngster Zeit zu Kenntnis nehmen mußte, hat ein durch das bereits 2005 verflossene Einstein-Jahr wieder in das allgemeine Bewusstsein beförderter Ausspruch jenes Berliner Akademiemitglieds und physikalischen Genies meine besondere Aufmerksamkeit erregt.

„Für uns, die wir überzeugte Physiker sind“, so lautet seine vielfach als authentisch beglaubigte Bemerkung, „hat die Unterscheidung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft keine andere Bedeutung als die einer Illusion, wenn auch einer hartnäckigen.“

Wieso „Illusion“ habe ich mich gefragt? »

Der Redner gab seiner Stimme einen ebenso festen wie beiläufigen Klang:

«Gewiß. Soweit meine Zukunft betroffen ist, kann ich mich mit diesem Ausdruck bequem abfinden. Soweit ich, was ohnehin nicht sonderlich wahrscheinlich ist, überhaupt noch eine Zukunft habe – ich mache mir da keine Illusionen – besteht sie vermutlich aus Einbildungen.

Aber im Hinblick auf meine Vergangenheit? Ich habe doch eine – und was für eine! Schließlich bin ich nicht nur älter geworden, wie ich täglich merke. Ich war auch jung. Daran habe ich feste Erinnerungen. Schöne, weniger schöne und hässliche. Was heißt da „Illusion“? Soll alles etwa Einbildung gewesen sein – unreal, sich nur in meinem Kopf ereignet haben, während draußen die Welt ihren unerbittlichen und vor allem gänzlich anderen Gang ging?

Der Hinweis von Paul Feyerabend, daß die Experimente dieser „überzeugten Physiker“, da sie in der Zeit ablaufen und damit folgerichtig *ebenfalls* Illusionen sein müssen, uns also schwerlich über etwas belehren können, was jenseits aller Illusionen bestehen soll, tröstete mich nicht.

Es gab, so sagte ich mir, offensichtlich nur zwei Möglichkeiten.»

Der Redner wurde nachdrücklich:

«Entweder hat sich dieser Einstein, der sowieso im Wesentlichen aus Mathe-

matik bestand und schon deshalb ein weit größeres Schlitzohr gewesen sein muß als die meisten seiner Verehrer auch nur im Entferntesten ahnen, einen spitzbübischen Scherz erlaubt oder die Sache hat einen irgendwo befindlichen tieferen Sinn, der sich erst erschließt, wenn man den Zeitvorstellungen der Physiker nachgeht.

Tatsächlich hat mir meine Lektüre gezeigt, daß in diesem Wissenschaftsbereich Erwägungen angestellt werden, die mich verblüfften und irritierten. Daß manche die Einstein'sche Relativitätstheorie als „Wunderschönes Fossil“ bezeichnet haben, hat offenbar nicht, wie zu hoffen gewesen wäre, zu einer Rückkehr in jenen paradiesischen Newton'schen Zustand geführt, in dem die Zeit ohne Beziehung zu einem äußeren Gegenstand und unberührt vom Lauf der Welt göttergleich dahintickte.

Inzwischen gibt es anscheinend vor allem massenhaft Illusionen. Nicht nur jene semantischen Zeiten, die ich einst, vermittelt durch die Grammatik, erlernt habe, gelten als Illusion. Auch der *Zeitfluß* ist eine Illusion, das *Zeitgefühl* und die *Zeitintervalle* ebenfalls, vielleicht auch der *Zeitpfeil*, der freie Wille ohnehin, das Bewusstsein sehr wahrscheinlich. Alles Illusionen.

Bin ich vielleicht selbst eine Illusion? fragte ich mich. Und wenn schon – wessen Illusion? »

XVI.

Der Vortragende wählte jetzt seine pädagogische Diktion.

«Wie es heute aussieht, steht etwa Folgendes fest:

Die Zeit ist mit der Welt entstanden. Das ist einfach eine Folge des Umstandes, daß Raum, Zeit und Materie so miteinander verwoben sind, daß es sinnlos ist von einer Zeit vor dieser Welt auszugehen.

DIE Zeit ist also *IN* der Welt. Aber sie ist eine Folge allen Geschehens und nicht sein Grund.

UNSERE Zeit ist dagegen nur insofern in der Welt als sie in unserem Kopf

sitzt, so wie die Zeit der Ratte in deren Hirn arbeitet und überhaupt die Zeit eines jeden Lebewesens in seinem jeweiligen Schädel, Kopf, Hirn. Im Gehirn befinden sich die Taktgeber und manipulieren die Zeit und mit ihr die Art und Weise, in der wir erleben und denken.

Das Zeitgefühl als Bewusstseinskorrelat von chemischen Gleichgewichten in den Nervenzellen.

Die jüngeren Kosmologen haben diese Zeit-Demontage durch die älteren Physiker und Biologen noch überboten.

Die Sache mit der Lichtgeschwindigkeit und ihrer Schranke stimmt wohl nicht mehr. Überlichtgeschwindigkeit ist möglich.

Das haben die Deutschen, die Einstein schon immer überholen wollten, vor einiger Zeit gezeigt, als sie Mikrowellen, die sinnigerweise Mozartmelodien trugen, einen Lichtstrahl überholen ließen.

Wer das Licht überholen kann, kann in die Zukunft sehen. Dieser Gedanke ist uns gerade durch und seit Einstein vertraut. Sollte er sich jetzt als belastbar erweisen, kann das Illusionstheorem ad absurdum geführt werden.

Die delphische Pythia auf ihrem schwefelumwaberten Dreifuß hat endgültig und sogar als Symbol ausgedient. Allerdings ist das technische Problem, wie wir mit Überlichtgeschwindigkeit in die Zukunft preschen könnten, einstweilen noch ungelöst.

Das sieht anders und viel besser aus, wenn wir uns jene galaktischen Höhlengänge zunutze machen würden, die der gewitzte amerikanische Kosmologe am CalTech Kip Thorne auf den herrlichen Namen „kosmische Wurmlöcher“ getauft hat. Bei ihnen erübrigt sich das Nachdenken über die einstweilen noch unvorstellbare Fahrt mit Überlichtgeschwindigkeit.

Wurmlöcher, das ist inzwischen klar, gestatten uns, statt um den Apfel herum durch diesen hindurch zu steuern und damit die Zeitmassen wie einstmals die Studentenberge durch Abtauchen zu untertunneln.

Es ist also durchaus nicht unwahrscheinlich, daß die Ungeborenen der nächsten Generation schon unter uns leben.

Der Gedanke, daß man dieser Zeitreisenden doch irgendwie einmal ansichtig geworden sein müsste, wenn es sie denn gäbe, hat sich als wenig stichhaltig erwiesen. Er ruht auf der Vorstellung, daß eine Zeitmaschine die eherne Verbindung von *causa* und *effectus* durchbrechen könne. Der Physiker Igor Novikov hat aber endgültig gezeigt, daß das nicht möglich ist.

Die Spekulationen, daß jemand in die Vergangenheit eilen, vor seiner Geburt schnell mit seiner Mutter schlafen und dann seinen erzürnten Vater ermorden könne, hat sich als die überhitzte Phantasie von Psychologen erwiesen, die mit ihrem diesseitigen Ödipus nicht mehr ausgelastet waren.

Was zu erwarten sein wird? »

Der Redner senkte die Stimme, um Vorsicht anzudeuten:

«Die schattenhafte Existenz des künftigen Zeitreisenden als eines stummen Beobachters. Kraftlos, machtlos, unsichtbar – jedoch sehend!

Ich werde Gelegenheit haben, das zu überprüfen.

Wie Sie wissen»

– hier schlüpfte der Redner in die lässige Pose des erprobten Amerikanerückkehrers –

«wie Sie wissen, war ich längere Zeit in den US. Aufgrund meiner zahlreichen wissenschaftspolitischen *connections* hatte ich *chance and permission* die Zeitreiselabors der Amerikaner, über die hierzulande nicht viele Informationen vorliegen, zu inspizieren. Und ich habe den befreundeten Forschern aus dem Time-Lab von Los Alamos versprochen, daß ich heute und hier den mir angepaßten Prototyp eines **Raumanzugs der Wurmlöcherklasse** experimentell, vor vielen Zeugen, zur Erprobung bringen werde».

XVII.

Der Redner lächelte sarkastisch. Zwar hatte er noch keine 15 Minuten über Physik geredet und doch waren schon in den ersten und letzten Reihen die ersten Köpfe bedächtig nach vorn oder nach hinten gesunken.

Der lange Tag und das gute Essen. Die grausamen Determinanten jeden Rednerglücks.

Außerdem spielte in den vorderen Reihen das ehrenvoll platzierte würdige Alter und in den hinteren das gelangweilte jugendliche Desinteresse eine nicht unbeachtliche Rolle. Aber bei der Erwähnung seiner Ausrüstung hatten sich alle Rücken gestrafft und alle Köpfe ruckend aufgerichtet. Man witterte eine Sensation.

Und in gewisser Weise präsentierte er ja auch eine.

Natürlich konnte keine Rede davon sein, daß es irgendjemandem gelungen wäre, eine Zeitreisemontur zu konstruieren und daß es gegebenenfalls gerade ihm vergönnt gewesen wäre, an eine solche zu gelangen.

Das war völlig absurd. Niemand hätte ihm das jemals geglaubt. Vor wem und wo auch immer er es erzählt hätte. Auch heute und nachher würde es niemand wirklich glauben können und wollen. Aber ein Stachel des Glaubens und ein Zweifel am Unglauben würden bleiben.

Denn mit seiner Selbstzertrümmerung war es ihm ernst. Und daß ihm die befreundeten *Experten aller Arten von Sprengstoff* ein ihn blitzschnell zerstäubendes Untergewand gebastelt hatten, das umweltschonend, unblutig und kollateralschadenfrei funktionieren würde - das war nun einmal die reine Wahrheit, die durch seinen besten Redneranzug nur außerordentlich geschickt verborgen wurde.

Er liebte schöne Anzüge und Kleider und konnte Zuhörer in schlabberigen Pullovern, karierten Hemden und Spaghettiträgern nicht ausstehen. Es war wunderbar sie, ihre Wasserflaschen, ihre Computer und Kekse endgültig nicht mehr sehen zu müssen.

Die Anwesenden würden sich nicht vorstellen können, daß er nicht mindestens selbst geglaubt habe, in einem Zeitreise-Anzug zu stecken. Sie würden vermuten, daß er das Opfer eines Irrtums oder eines Betruges geworden sei. Und sie würden (was weiß man denn schon genau?) gelegentlich grübeln, ob er nicht vielleicht doch eine Reise angetreten hatte und nur nicht wiederge-

kommen war – so wie der klassische, zeitreisende Held von Herbert George Wells, der einst von seiner zweiten Fahrt in ferne Epochen nicht mehr zurückgekehrt war.

Daß es sich so verhalten würde, konnte ja nicht einmal *er selbst* mit Gewissheit ausschließen. Die Möglichkeit einer Wiedergeburt blieb in allen Fällen denkbar.

Die Selbstzerstörung hatte er schon lange geplant. Die stilvolle Gelegenheit in der schönen Aula seines alten Gymnasiums war ihm gerade recht gekommen. Hier hatte er seine Rednerlaufbahn vor einigen Jahrzehnten mit einer Rede zum Schulabschluß begonnen. Danach hatte er viele Hunderte von Reden und Ansprachen jeder Art gehalten. Geschriebene und spontane, witzige und ernste, traurige und heitere. Er hatte in Tausende von Gesichtern geblickt und wußte jetzt, daß ihn keine neue Form, keine neue Farbe, keine erstaunliche Runzel und keine strahlende Pausbäckigkeit noch jemals würden überraschen können.

Er hatte die Menschen unterhalten und ausgehalten. Das hatte ihm einige Freunde, die inzwischen wieder gestorben waren, eingebracht, ein wenig Ansehen, eine Handvoll Orden und sonst nichts. Kein Geld und keine Einsichten. Jetzt war er müde und voller Überdruß. Er wollte nicht mehr reden. Er wollte schweigen. Der Abschied fiel ihm leicht.

XVIII.

Er schnitt die einfache, entschuldigende Grimasse. Es war die Nummer 17 aus dem „Handbuch der Gesten und physiognomischen Signale“ von Karl Dietrich Vissel, einem Lehrbuch für den fortgeschrittenen Redner.

«Verzeihen Sie mir», sagte er, «daß ich Sie jetzt mit einigen technischen Details langweile. Aber einige von Ihnen werden zweifellos interessiert sein, vor Beginn meiner Abreise darüber noch etwas in Erfahrung zu bringen».

Er wußte natürlich, daß niemand im Mindesten daran interessiert war, son-

dern daß jetzt alle auf die „Abreise“ warteten. Aber dennoch las er streng und gemächlich eine volle Seite Text vor.

Er hatte sie am Tag zuvor aus einem 50 Cent teuren Science-Fiction-Romanheft abgeschrieben. Es verblüffte ihn stets aufs Neue, wie zwingend und glaubwürdig diese Autoren, die in der Welt der Literatur so bedauerlich niedrig bewertet wurden, ihre phantastischen Projekte beschreiben konnten. Die bedauernswerten wissenschaftlichen Antragsteller, die an den entsprechenden staatlichen Stellen um Fördergelder einkommen mußten, machten viel zu wenig Gebrauch von diesem Potential.

XIX.

Der Redner leistete sich nunmehr das feierliche Gesicht (Nr.31b bei Vissel).

«Ich werde Sie jetzt verlassen» sagte er. «Seien Sie unbesorgt. Es kann nichts schief gehen. Und wenn doch, so hat man mir versichert, daß der Schmerz, wenn er überhaupt fühlbar sein sollte, minimal wäre. Angesichts der Tausende von Tieren, die jeden Tag ihr Leben für die Wissenschaft lassen müssen, wäre es nicht mehr als eine dürftige Geste gegenüber der Schöpfung, wenn ab und zu auch einmal ein alter Wissenschaftler für die Wissenschaft stürbe.

Natürlich wäre ich dankbar, wenn ich eines Tages die Nachrufe auf mich lesen könnte. Vielleicht findet sich jemand unter Ihnen, der bereit ist, sie zu sammeln und einstweilen zu verwahren.»

Der Redner trat einen Schritt zurück und griff mit beiden Händen unter sein Jackett, um den verborgenen Gurt zu zerreißen. Man hörte ein feines Pfeifen, wie es die Luft verursacht, wenn sie aus einem defekten Ventil entweicht. Sonst tat sich nichts.

Der Redner sah an sich herunter und glotzte dann erhaben und steif ins Publikum.

Die Sache hatte nicht funktioniert und er wußte auch warum. Schließlich hatten ihn die Experten gewarnt. Sie hatten ihm erklärt, wie schnell die Feuchtbinden mit zündender Flüssigkeit, die ihm unter seinem besten Anzug auf den bloßen Leib gebunden worden waren, ausdünsten könnten, wenn er sich durch eine Rede erhitzen würde. Sie hatten ihm geraten, das Podium zu erklimmen und die Sprengung wortlos und auf der Stelle durchzuführen.

Die Rede sollte vervielfältigt und zeitgleich mit seinem Abgang an den Eingangstür für Presse und Publikum bereitgelegt werden. Mit dem üblichen, dieses Mal naturgemäß besonders lakonischen Vermerk: „Es gilt das gesprochene Wort“.

Er hatte den Rat in den Wind geschlagen und war gescheitert. Er hatte das erhabene Unternehmen und sich selbst zugrunde gerichtet. Und warum? Nur weil er eitler Tropf unbedingt noch ein letztes Mal reden mußte und unfähig gewesen war, seine Schnauze zu halten.

Jetzt mußte er sie, ob er wollte oder nicht, erneut öffnen.

XX.

«Die Apparatur hat nicht funktioniert. Ich habe zulange gezögert. Wenn zuviel Zeit verstreicht, trocknet sie aus.» hörte er sich sagen.

Im Saal war es fürchterlich still. Das Publikum, dieses große Tier, hatte sich ausgedehnt, langsam und gärend. Es summte drohend und schwoll noch ständig an. Ein fettes Ungeheuer, das unendlich langsam verdaute und den Redner fixierte, der das untergründige Schmatzen deutlich vernahm. Ein Ungeheuer, das herauszufinden suchte, wie ernst es ihm mit dieser äußerst kurzen Rede gewesen war und was es mit diesem so genannten Experiment denn wirklich auf sich hatte.

Der Redner schwitzte und fror zugleich. Er war angefüllt mit Haß und schwamm in Angst. Blicklos sah er auf das Wasserglas und machte sich zwischen den Beinen ein wenig nass – unwissend ob aus Angst oder aus Wut.

Ilmenau fiel ihm ein und Johann Wolfgang von Goethe, der freilich ein Minister gewesen war. Ob Thomas Bernhard helfen würde?

«Die Zeit macht uns alles zunichte, ganz gleich was wir tun», zitierte er, lächelte und verneigte sich.

Das Lächeln strich über die Köpfe der Hörer und erklärte ihnen, was sie sahen. Die Pfiffigen hatten ohnehin schon verstanden.

Natürlich!! – es war ein Scherz gewesen, ein rhetorischer Trick, nicht ernst zu nehmen, weil nicht ernst gemeint.

Erleichterung breitete sich seufzend aus. Wie gut, daß man seine Erfahrungen hatte. Man hatte sich nicht hereinlegen lassen, die freundliche Falle war nicht zugeschnappt. Man war gelassen sitzen geblieben und hatte die Darbietung genossen. Der Vortrag war zwar reichlich kurz gewesen, auch ein wenig oberflächlich. Aber dafür unterhaltsam – und seine Kürze kam der Zeit am zu erwartenden Buffet zugute.

Ja, in der Tat, wer *wirklich* genau aufgepaßt hatte, hatte den Gang der Dinge *auf der Stelle* durchschaut. Der Redner war schließlich nicht unbekannt. Man wußte, daß er ein fideler Bursche war.

Das erste zaghafte Klatschen steigerte sich schnell zu brausendem Beifall. Die alte Aula bebte.

Der Redner klaubte umständlich seine Uhr vom Pult, lächelte erneut und verneigte sich ein zweites Mal.

Der Gastgeber erhob sich federnd. Er ging elastisch auf den Redner zu und schüttelte ihm fest und dankbar die Hand. Dann drehte er sich aufmunternd zur Zuhörerschaft.

Die Diskussionsredner überlegten sich ihren ersten Satz.

Dieter Simon